

Atocha

Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiden Achilleus.

(*Ilias*, 1. Vers)

I.

Der Schmerz ist ein gefährlicher Führer.

Er zwingt dich ihm in die labyrinthische Leere deines eigenen Ichs zu folgen, um dich dann, allein, aller anderen doch vielleicht ausgleichender Gefühle beraubt, in der erbarmungslosen Dunkelheit deiner zerklüfteten Seele zurückzulassen. In der Gewissheit kein Ikarus zu sein, dessen trügerische Rettung versprechende, wächserne Flügel wenigstens den Schimmer von Hoffnung in sich bargen, bleibst du verloren zurück. Dein Rufen prallt an den steinernen Wänden deines Inneren ab, die dich wie erkaltete Lava umschließen. Das Echo deiner Stimme setzt sich fort und fort, bis es in der Unendlichkeit des vor dir liegenden Dunkel erstirbt.

Ich habe sieben Jahre gebraucht um zurückkehren zu können. Sieben Jahre voller nicht erklärbares, die anfängliche Wut, die bald einer tiefen Verzweiflung wich, Scham, ja, auch Scham, Leere, allem voran, dem Schmerz ebenbürtig und mit nichts zu füllen, außer vielleicht der Hilflosigkeit, zu der man verdammt ist. Ich wollte hassen, doch auch das konnte ich nicht, zu diffus war der Feind, zu abstrakt, nicht wirklich fassbar; ein Schemen nur am Horizont des Begreifbaren. So ließ ich mich fallen, hinaus aus einer von Rationalität bestimmten Welt, in der ich ein gut funktionierendes Rädchen im Getriebe gewesen war. Ich ließ mich führen von meinem Schmerz und war dabei wie ein Entdecker, allein unterwegs auf einem sich unendlich weit hinziehenden Ozean, dessen milchig-graue Wasser keinen Grund zu kennen schienen, hin zu gänzlich unbekanntem Gestaden. Was suchte ich? Was wollte ich finden? Wusste ich doch nur zu genau, dass das Verlorene, verloren bleiben würde. In dieser Einsamkeit, in der ich, scheinbar rettungslos, gefangen war, wie ein hilfloses Insekt in den fein gesponnenen Fäden eines selbst gewebten Spinnennetzes, wurde mir bewusst, dass ich nun mein eigenes Universum war. Da war nichts mehr außer mir, mit dem ich mich auseinandersetzen hatte; keine Debatten mehr, keine Schlichtungs- oder Kompromissversuche, die so oft, vehement verteidigt, doch nur halbherzig gewesen waren, getanzt auf dem schmalen Grad zwischen Krieg und Frieden in einer familiären Gemeinschaft.

Ich.

Ich allein.

II.

Atocha. Wie viele unzählige Male bin ich durch diese Halle gelaufen, ohne sie wirklich zu sehen. Ein Bahnhof in Madrid, wie es ihn in jeder anderen Stadt auf dieser Welt gibt.

Gleise die hin und fortführen, wie Aterien in einem Körper das Blut zirkulieren lassen; Züge, die auf ihren stählernen Rädern ungezählte Kilometer zurücklegen und in ihnen menschliche Körper, Schatten nur hinter verregneten Fenstern, und doch jeder mit einer Geschichte, einem Anfang einem Ende, einer Berufung, einer Stellung, in einer auf reibungsloses Zusammenleben getrimmten Gesellschaft. Ein Trugbild, denn wo Bewegung ist, entsteht Reibung, die eine Hitze erzeugt, die manchmal so groß wird, das sie nicht mehr zu kontrollieren ist. Der Mensch neigt dazu, alles kontrollieren, alles erforschen, vor allem, alles erklären zu wollen. Doch gerade das Unerklärbare ist es, das unser Leben bestimmt.

Menschen, die aus unerklärbaren Gründen an einem Ort sind, an dem sie gerade dann nicht sein dürften. Eine Entscheidung die getroffen wird, ohne das man weiß, wer sie trifft. Dinge die geschehen ohne Grund. Leben die enden ohne Sinn.

Der Schmerz verändert die Wahrnehmung. Er fokussiert, ist wie ein Glas durch das man plötzlich klarer sieht. Ich sehe Dinge, die ich früher niemals wahrgenommen hätte. Mein Blick war weit, offen, nicht verstellt oder verengt, bestimmt von einem Leben, das, wie die Züge um mich herum, auf geraden Schienen reibungslos dahin glitt, unaufhaltsam einer Endstation entgegen, die allem irdischen Leben vorbestimmt ist. Unaufhaltsam?

Welch ein Irrtum. Eine Lücke in der Schiene, ein verstelltes Gleis nur, ein übersehenes Fahrsignal, und die Fahrt endet in der Katastrophe.

Heute ist alles friedlich. Die Menschen gehen wieder ihren gewohnten Gang. Fast nichts erinnert mehr an ein Inferno, das so viele Leben in Stücke riss, Familien zersprengte, nur ein Denkmal, nichts sagend und nichts aussagend, so stumm wie der lautlose Schmerz der Überlebenden. Im *Retiro* hat man einen *Wald der Abwesenden* gepflanzt. 191 Zypressen und Olivenbäume; Bäume, genährt von der Wut und dem Unverständnis, gewachsen am Leid. Sie strecken sich dem Himmel empor und werden ihn doch niemals erreichen. Ich war nicht dort, nie.

III.

Der alte *Atocha* ist ein Meisterwerk des Jugendstils, gebaut zwischen 1888 und 1892, eine Kathedrale aus Gusseisen und Stahl, aus einer Zeit, als Fortbewegung noch nicht den Status der Selbstverständlichkeit besaß, das Reisen Aufregung, Erregung, Abenteuer bedeutete.

Einhundert Jahre später, 1992, als man den neuen Bahnhof baute, legte man unter dem Gewölbe der Bahnhofshalle, direkt in die Mitte, einen tropischen Palmengarten an.

Ich setze mich auf eine der Bänke, die überragt werden von den tropfnassen Wedeln der Palmen und der riesigen, kräftigen Blätter der Bananenstauden. Es herrscht immer ein schwüles, feuchtwarmes Klima vor, das dir die Schweißperlen auf die Stirn treibt und das Atmen erschwert. Dieser Ort hat etwas Magisches. Eine Oase im Meer der Bewegung. Stillstand, während rundherum das Leben brandet.

Raoul war elf, als ich zum ersten Mal mit ihm hierher kam. Er war fasziniert von den Pflanzen, konnte sich nicht satt sehen an ihnen, strich immer wieder mit der Hand über die pelzige Oberflächen der Blätter, und er schloss dabei die Augen; Berührung, Erfahrung mit allen Sinnen. Er fühlte sich wohl hier, in der Wärme, die etwas Beschützendes hat. Wir sind auch später oft hierher gekommen.

Dass sein Leben hier endete, hat daher etwas Tröstliches. Auch darum bin ich hierher zurückgekehrt. Ich habe an so vielen Orten, in unzähligen Dingen nach ihm gesucht, hier, inmitten dieses wuchernden und rankenden Grün, bin ich ihm nah.

Ich war stets ein besorgter Vater, der geglaubt hat, er könne sein Kind vor den Gefahren dieser Welt beschützen. Heute weiß ich, dass es ein Irrglauben war. Schutz war für mich gleichbedeutend mit Geborgenheit. Auch hier irrte ich. Darum haben wir unzählige Kämpfe ausgefochten; Raoul, der sich, je älter er wurde, in einem ganz natürlichen Entwicklungsprozess versuchte immer mehr aus diesem Schutz, der, das weiß ich jetzt, eine Umklammerung war, zu lösen. Ich akzeptierte es irgendwann, verstanden habe ich es nicht.

Raouls Mutter verließ uns, als er fünf Jahre alt war. Wir blieben allein zurück, auch da schon gedemütigt und voller Wut. Ich empfand den Schmerz des Verlustes, wie konnte ich ahnen, dass dies nur eine Vorstufe, der Vorbote eines am fernen Horizont aufziehenden Orkans sein würde. In diesen Jahren klammerte sich Raoul an mich.

Wir wuchsen zusammen, unsere Leben wurden eins, er ein Teil von mir, ich ein Teil von ihm. Es waren die intensivsten Jahre mit ihm. Niemals zuvor und nie mehr danach, habe ich so sehr gespürt, dass ein anderer Mensch mich braucht. Es gibt's nichts, was die Menschen einander näher bringt. Es waren die Gefühle jener Jahre an die ich mich klammerte, in den Tagen nach dem elften März 2004, nachdem klar war, dass er nicht zurückkommen würde.

Es war nicht sein Tod, den ich versucht habe in den letzten Jahren zu verarbeiten; es waren die Bilder eines zerfetzten Körpers vor meinem inneren Auge, die niederschmetternde

Erkenntnis der völligen Sinnlosigkeit eines solchen Todes, und, besonders intensiv, das Gefühl versagt zu haben. Ich erinnere mich, niemals haben wir uns getrennt, ohne das ich ihm zum Abschied sagte, er solle auf sich aufpassen. Und es waren keine dahingesagten Worthülsen. Es war ein bestimmtes Ritual, bei dem ich mich besser fühlte, in der Gewissheit, dass ein junger Mensch seine Freiheiten braucht, um sich zu entwickeln. Doch bis zuletzt blieb das Gefühl ihn bei jedem Abschied sich und seinem Schicksal selbst zu überlassen, nicht mehr über ihn wachen zu können. Dabei waren wir nur äußerlich getrennt, nie innerlich. So endete, als die Bomben in den Zügen explodierten und ihm das Leben nahmen, auch mein Leben. Es war, als hätte ich in jenem Augenblick neben ihm gestanden.

Ich habe mehrere Phasen des Schmerzes durchlaufen. Ein Schmerz, der erst spät kommt, nach der Ungläubigkeit, die lange vorherrscht und sich an falsche Daten oder einen Fehler der Behörden klammert. Stundenlang habe ich dageessen und immer wieder den Knopf auf meinem Handy gedrückt, hinter dem die Nummer seines Mobiltelefons gespeichert war. Jede Nuance der Stimme, die mir immer und immer wieder sagte, der gewünschte Partner sei nicht verfügbar, klingt mir bis heute im Ohr.

Der Schmerz kommt mit der Gewissheit und seine Verschiedenartigkeit manifestiert sich in sich steigernden Härtegraden. Wenn man nicht mehr anders kann als das Unfassbare zu glauben, kommt die Wut, unbändig und mit zerstörerischer Kraft. Ein Hurrikan, der über dich hereinbricht und mit sich reißt, durch die Luft schleudert und irgendwo einfach wieder fallen lässt; Wut, fast bis zur Besinnungslosigkeit, alle Schmerzgrenzen übersteigend, der dich jeder Wahrnehmungskraft beraubt. Die Wut tobt solange in dir, bis du ausgeblutet bist. Dann kommt die Leere und mit ihr der Verlust jedes Lebenssinnes. Die Sinnlosigkeit des Seins, die auf dich, obwohl du schon am Boden liegst, einschlägt, bis du nicht mehr aufstehst.

Ich habe lange versucht einen normalen Lebensalltag aufrecht zu erhalten, doch es ist mir nicht gelungen. Also ging ich. Andere Orte, ein anderer Lebensrhythmus, andere Menschen, aber auch dies waren nur Äußerlichkeiten, wie ich jetzt weiß. Innerlich bin ich niemals fort gegangen, blieb ich hier bei ihm.

IV.

Sieben Jahre.

Irgendwann habe auch ich versucht die Wut der anderen zu verstehen; Wut auf eine Gesellschaft, eine Regierungsform, die man für falsch hält, vielleicht auf eine Freiheit des Handels und Denkens, die man selbst nicht hat oder die man als zu freizügig erachtet, jene

Wut, die dahinter stehen muss, wenn man beschließt anderen, vollkommen Unbekannten, Unschuldigen, das Leben zu nehmen. Wut und Hass, tief verborgen in einer irgendwann gedemütigten, zerstörten Seele; diese Verblendung, die sich in Ausblendung der Realität ausdrückt und nur noch die eigene Sicht auf die Welt zulässt, diese völlige Verengung. Ich habe es versucht. Doch ich konnte es nicht. Nicht einmal jetzt, mit jener Erfahrung von Leid und Verlust, die mein Leben in den vergangenen sieben Jahren bestimmt hat. Ich habe dieses Potenzial nicht, nicht dieses Maß an Unrationalität, das man dafür benötigt, nicht dieses Gebirge an verwirrten Gefühlen, das man nicht mehr imstande ist zu überwinden. Meine Seele ist trotz allem nicht zerstört, auch das habe ich in den vergangenen sieben Jahren erkannt, und es war eine der wenigen tröstlichen Erfahrungen, die so kostbar sind, in jenem schrecklichen Schwebestand zwischen dem sein müssen und dem eigentlich nicht mehr sein wollen.

Ich habe eine Entscheidung getroffen. Eine Entscheidung darüber, wohin mein weiterer Weg führen soll. Und so bin ich zurückgekehrt. Der Weg, der vor mir liegt, ist lang, doch er ist kürzer als der Weg, den ich bereits zurückgelegt habe. Darin liegt Hoffnung. Ich will ihn gehen, um einen Teil von dem wieder zu finden, was ich verloren habe. Er beginnt in dieser Stadt, in diesem Bahnhof, dessen Züge mich nicht fortbringen werden, sondern hinführen.